Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 31 (1927-1928)
Heft: 13

Artikel: Im Reiche des Sonnengottes : Reise duch Ecuador und das östliche Peru [Fortsetzung]
Autor: Hintermann, H.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-667055

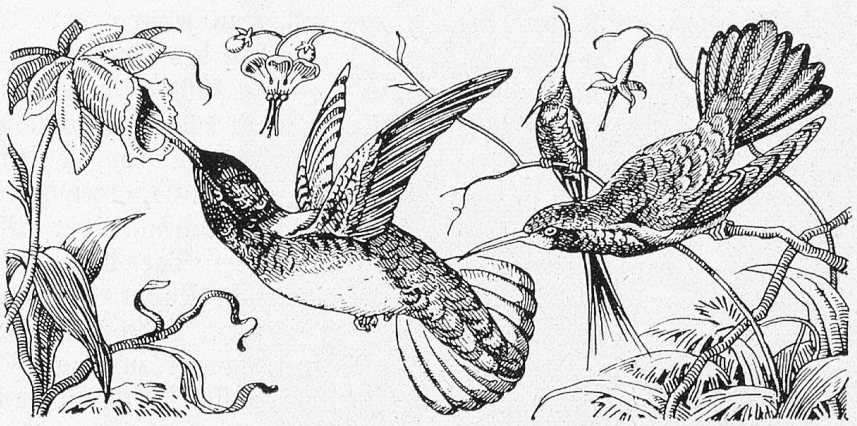
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Im Reiche des Sonnengottes.

Reise durch Ecuador und das östliche Peru.

Von Dr. H. Hintermann. (Fortsetzung.)

9. Kapitel.

Auf den Spuren Orellanas und Gonzalo Pizarros.

Bei Papallacta in 3200 m Höhe beginnt der ungeheure Urwald, der sich von da weg ohne jede natürliche Unterbrechung in einer Ausdehnung von über fünftausend Kilometern den Napo und Amazonas abwärts bis an den Atlantischen Ozean erstreckt. Das Dorf selbst besitzt außer der bereits erwähnten Kirche und einem im Bau begriffenen Regierungs-Tambo (Unterkunftslokal für Reisende) 50 mit Stroh bedeckte Lehmhäuser. Die dreihundert Köpfe zählende und fast nur Ketschua sprechende Bevölkerung ist mit Ausnahme der Familie des Teniente politico und des Polizisten rein indianisch. Wie schon der Name sagt (Papa = Kartoffel) werden hauptsächlich Kartoffeln, daneben auch etwas Gerste gepflanzt. Im übrigen treibt die sehr ausdauernde und arbeitsame Bevölkerung hauptsächlich Rindvieh- und Pferdezucht.

Das Klima des Ortes ist entsprechend seiner hohen Lage vorwiegend rauh. Regen fällt in allen Monaten, am wenigsten im Januar, am meisten im Juli und August. Der wärmste Monat ist der Januar, aber auch dann ist das Dorf fast jeden Morgen in kalte, dichte Nebel eingehüllt. Im Invierno (Winter), d. h. im Juli und August, werden nicht nur die umliegenden Höhenzüge, sondern auch das Dorf selbst häufig von starken Schneefällen heimgesucht. Während aber der Schnee auf den Paramo-Flächen oft sechs bis acht Tage liegen bleibt, verschwindet er im Orte selbst schon nach ein bis zwei Tagen wieder.

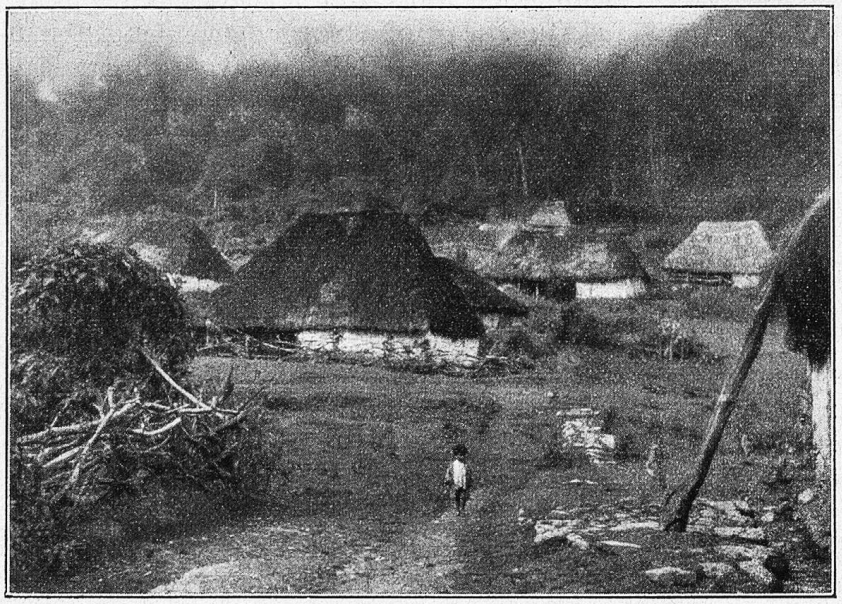
Durch das vorwiegend rauhe Klima sind denn auch die Papallacta-Indianer außerordentlich abgehärtet. Niemand trägt Strümpfe oder Schuhe, und die dünnen Hosen der männlichen Bevölkerung reichen nicht einmal bis zu den Knieen, während die Schultern ein ärmelloses Hemd oder ein leichter Poncho bedeckt. Daß diese Bekleidung für die besonderen Verhältnisse des Regenwaldes der Ostkordillere sehr zweckmäßig ist, sollte ich schon in den nächsten Tagen erfahren.

Die Häuser der Papallacta-Indianer sind ohne Ausnahme von gleichem Typus. Im Grundriß viereckig, besitzen sie auf der einen Seite einen nach vorn offenen Vorraum, der als gewöhnlicher Aufenthalt bei Tage, sowie namentlich als Unterstand bei Regenwetter dient. Im Innern ist alles ein Raum. Fenster sind keine vorhanden. Die Bedachung liefert das Paramo-Stroh. Von den jüngeren Leuten sprechen fast alle neben dem Ketschua auch spanisch. Die Frau des Teniente politico ist zugleich Lehrerin und unterrichtet um den fürstlichen Lohn von fünfzig Sucres im Monat die Kinder in den Anfangsgründen des Lesens, Schreibens und Rechnens. Das „Schulhaus" des Dorfes ist neben der Kirche und dem Regierungs-Tambo das einzige Gebäude, das sich den Luxus eines Ziegeldaches gestattet. Dafür besitzt es nur drei Wände statt vier. Dadurch werden besondere Fensteröffnungen überflüssig und die Ventilation läßt in keiner Weise zu wünschen übrig. Bei den häufigen starken Regenfällen kommt es allerdings vor, daß der Wind das Wasser von der offenen Seite bis in

die hinterste Ecke des Zimmers treibt und die schöngemalten Kreidebuchstaben an der Wandtafel abwäscht. In diesem Falle muß der Unterricht wohl oder übel eingestellt und auf eine günstige Witterung verschoben werden. Die Kinder sind über diese Schuleinstellungen natürlich ebensowenig unglücklich wie bei uns und trollen sich in solchen Fällen mit ihren Schiefertafeln vergnügt nach Hause. Eine angenehme Abwechslung in das ewige Einerlei des Unterrichtes bringt auch der häufige Besuch von Hühnern und jungen Schweinen, die sich auf ihren Entdeckungsfahrten durch das Dorf gerne in die „Schulstube" verirren und den indianischen ABC-Schützen ungeniert zwischen den nackten Beinen herumspazieren. Am Tage nach meiner Ankunft kam ich gerade dazu, wie ein stolzer Hahn auf dem Tisch vor der Klasse herumstolzierte und mit seiner kräftigen Stimme die Worte der Lehrerin zu übertönen versuchte. Eine solch freche Herausforderung ließen die Kinder sich natürlich nicht bieten. Eine allgemeine wilde Jagd setzte ein, bis der Eindringling aus den geheiligten Räumen vertrieben und die Autorität der Lehrerin restlos wieder hergestellt war. Weniger gemütlich sind jeweilen die kalten Vormittagsstunden, wenn die Temperatur nur wenig über dem Gefrierpunkt steht und die Kleinen mit blaugefrorenen Armen und Beinen frierend in ihren Bänken sitzen. Daß unter solchen Verhältnissen ein stundenplanmäßiger Unterricht ausgeschlossen ist, versteht sich von selbst. Gelegentlich hat auch die Lehrerin anderweitige dringende Arbeiten zu verrichten, so daß der Unterricht an diesen Tagen überhaupt ausfällt. Immerhin darf sie ihre Pflichten nicht allzusehr vernachlässigen, denn jedes Jahr einmal kommt der Schulinspektor in Gestalt des allmächtigen Herrn Gouverneurs des Oriente und nimmt persönlich die Prüfung ab. Die Lehrerin darf dabei zusehen, und wenn die Sache nicht klappt, so hält der gestrenge Herr mit seinem Tadel keineswegs zurück. Sind die Leistungen gar zu ungenügend, so verfügt er „standrechtlich" ihre sofortige Entlassung, und die Ärmste kann dann sehen, wo sie in der Wildnis draußen wieder eine so „reich dotierte" Stelle findet.

Daß bei den Entlassungen häufig auch parteipolitische Gründe eine entscheidende Rolle spielen, ist bei dem in ganz Ecuador sehr scharfen Gegensatz zwischen Liberalen und Konservativen nicht gerade verwunderlich. Zur Zeit meiner Reise waren zur Abwechslung wieder einmal die ersteren am Ruder und als ich nach Tena hinunterkam, erzählte mir einer der dortigen Josephinerpater mit Entrüstung, wie die konservative Lehrerin des Ortes nach mehr als fünfundzwanzigjährigem Schuldienste plötzlich entlassen worden sei, um dem Bräutchen eines einflußreichen liberalen Parteigängers Platz zu machen. „Denn", fügte der Pater bissig hinzu, „die Leute leben ja hier zusammen wie die Schweine."

Wenige Tage vor uns war der Herr Gouverneur übrigens auf seiner gewohnten Inspektionsreise ebenfalls durch Papallacta gekommen und hatte den ganzen Ort durch seinen noch nicht erwarteten Besuch in gehörige Aufregung versetzt. Nun war er unterwegs nach Tena, wo er längeren Aufenthalt zu machen gedachte und wo wir ihn voraussichtlich auch persönlich kennen lernen würden.



Papallacta. Lehmhäuser der Indianer.

Am Morgen nach unserer Ankunft erschien der Teniente politico, um mir zu melden, daß er die Träger nicht vor drei bis vier Tagen stellen könne, da die Indianer alle mit dringenden Feldarbeiten beschäftigt seien. Die Aussicht, so lange in dem kalten, einsamen Neste bleiben

zu müssen, hatte für mich natürlich gar nichts Verlockendes. Nachdem der Teniente fort war, machte ich meinem Führer klar, wie unvorteilhaft es für ihn sei, wenn wir so manchen Tag in Papallacta bleiben müßten. „Denn," sagte ich zu ihm, „selbstverständlich müssen wir Ihren Schwiegervater für die Bewirtung während der Zeit unseres Aufenthaltes angemessen entschädigen. Da ich aber die Reisekosten pauschal veranschlagt habe mit Ihnen, geht der nutzlose Aufenthalt hier allein auf Ihre Kosten."

Unsere drei Träger beim Abstieg zum Regenwald.

Dieses Mittel, sowie die Aussicht, rascher von der Schwiegermutter los zu kommen, wirkte. Mein Führer rannte sofort zum Teniente und sagte ihm, daß wir unter allen Umständen sofort abreisen müßten, da ich unmöglich länger warten könne. Nach kurzer Zeit kam er mit der erfreulichen Nachricht zurück, daß der Polizist ausgesandt worden sei, um die nötigen Träger zwangsweise aufzubieten. In Ecuador besteht nämlich die für die Reisenden bequeme Einrichtung, daß die Indianer in den Dörfern draußen gegen ihren Willen verpflichtet sind, gemäß den Anordnungen des Regierungsstatthalters Trägerdienste zu leisten. Die Entschädigung, auf die sie Anspruch erheben können, ist lächerlich gering; ihre jeweilige Höhe wird ebenfalls von Seite der Behörden festgesetzt. In unserem Falle betrug sie ungefähr fünfzig Centavos pro Tag, und bei diesem kärglichen Lohne ist es noch üblich, daß der Träger seinen Proviant sowohl für die Hin- als auch für die Rückreise selbst zu stellen und mitzuschleppen hat.

Der Polizist schien auf seiner Jagd Erfolg gehabt zu haben. Kurz vor dem Mittagessen brachte er triumphierend einen älteren und einen jüngeren Mann sowie eine etwa dreißigjährige Frau, die er uns als die in Frage kommenden Träger vorstellte. Die drei schienen von der Aufgabe, die ihnen zugewiesen worden war, alles andere als entzückt, wenigstens protestierte der älteste, der fließend spanisch sprach und ein ganz geschliffenes Mundwerk hatte, in allen Tonarten gegen das Aufgebot. Mich selbst setzte das Erscheinen einer Frau nicht wenig in Erstaunen, denn ich konnte mir schlechterdings nicht vorstellen, wie eine Angehörige des „schwachen" Geschlechtes imstande sein sollte, wochenlang eine Bürde von über fünfzig Kilo durch den Sumpfwald zu schleppen. Auf meine Einwände erklärte mir mein Führer jedoch lachend, daß diese Ansicht durchaus irrig sei; die Frauen der Indianer seien im Gegenteil zu dieser schweren Arbeit viel eher geeignet als die Männer. In der Tat haben denn auch die Erfahrungen, die ich während der Reise zum Napo machte, seine Behauptungen in vollem Umfange bestätigt. Entwicklungsgeschichtlich ist übrigens diese auch anderwärts schon beobachtete Erscheinung leicht erklärlich. Auf der untersten Stufe der menschlichen Kultur, bei der herumschweifenden Horde, herrscht bereits eine sehr streng durchgeführte Arbeitsteilung nach dem Geschlechte. Während der Mann der Jagd und dem Fischfange obliegt und die Seinen vor Überfällen durch wilde Tiere und feindliche Nachbarn zu schützen hat, besorgt die Frau das Sammeln eßbarer Wurzeln und Kräuter. Und weil der Mann zur richtigen Erfüllung seiner Aufgaben und wohl auch aus Bequemlichkeit über möglichste Bewegungsfreiheit verfügen will, hat die Frau für die Fortschaffung der kleinen Kinder, der Vorräte und der sonstigen Habe zu sorgen, d. h. sie ersetzt auf dieser Kulturstufe dem Manne das noch fehlende Lasttier. Diese Arbeitsteilung nach dem Geschlechte wird

später aus Gewohnheit und weil es dem Manne als dem „stärkeren" so paßt, auch auf der Stufe des beginnenden Ackerbaues noch beibehalten, obwohl die veränderten Verhältnisse dies nicht mehr als notwendig erscheinen lassen.

Zusammen mit den Trägern nahm ich nun eine Dreiteilung der Lasten vor. Dabei stellte es sich aber bald heraus, daß diese noch zu schwer waren. Da weitere Träger nicht aufgetrieben werden konnten, mußte ich mich wohl oder übel dazu bequemen, einen Teil meiner Ausrüstung in Papallacta zurückzulassen. Schweren Herzens entschloß ich mich, unter anderem auch das Zelt zu opfern, obschon ich mir klar war, daß wir dafür manche Regennacht schutzlos der Unbill der Witterung preisgegeben sein würden. Im übrigen war die Wahl nicht allzu schwer; fast der ganze Rest der sonstigen Ausrüstung wie Proviant, Waffen, Munition, photographische Apparate, Tauschartikel, Filmpacks unter anderem war schlechterdings unentbehrlich.

Im Verlaufe des Nachmittags erschienen auch mehrere Gruppen von Yumbo-Trägern im Dorfe, die Kaffee von Archidona nach Quido hinauf transportierten. Obwohl sie an das feuchtheiße Klima der Niederungen gewöhnt waren und auf dem Paramo oben die Temperatur oft bedeutend unter den Gefrierpunkt sinkt, trugen sie nach der Sitte ihres Stammes doch nur sehr leichte Kleidung. Im Gegensatz zum Cholo, der sich neuen Verhältnissen mit Leichtigkeit anzupassen vermag, ist der Indianer selbst ein geschworener Feind aller Veränderungen. Und wie der Ureinwohner des Tieflandes halb nackt über die eisigen Höhen der Kordillere zieht, so behält auch der Indianer der Hochebene seine dicke Wollkleidung bei, wenn er sich in den heißen Niederungen aufhält.

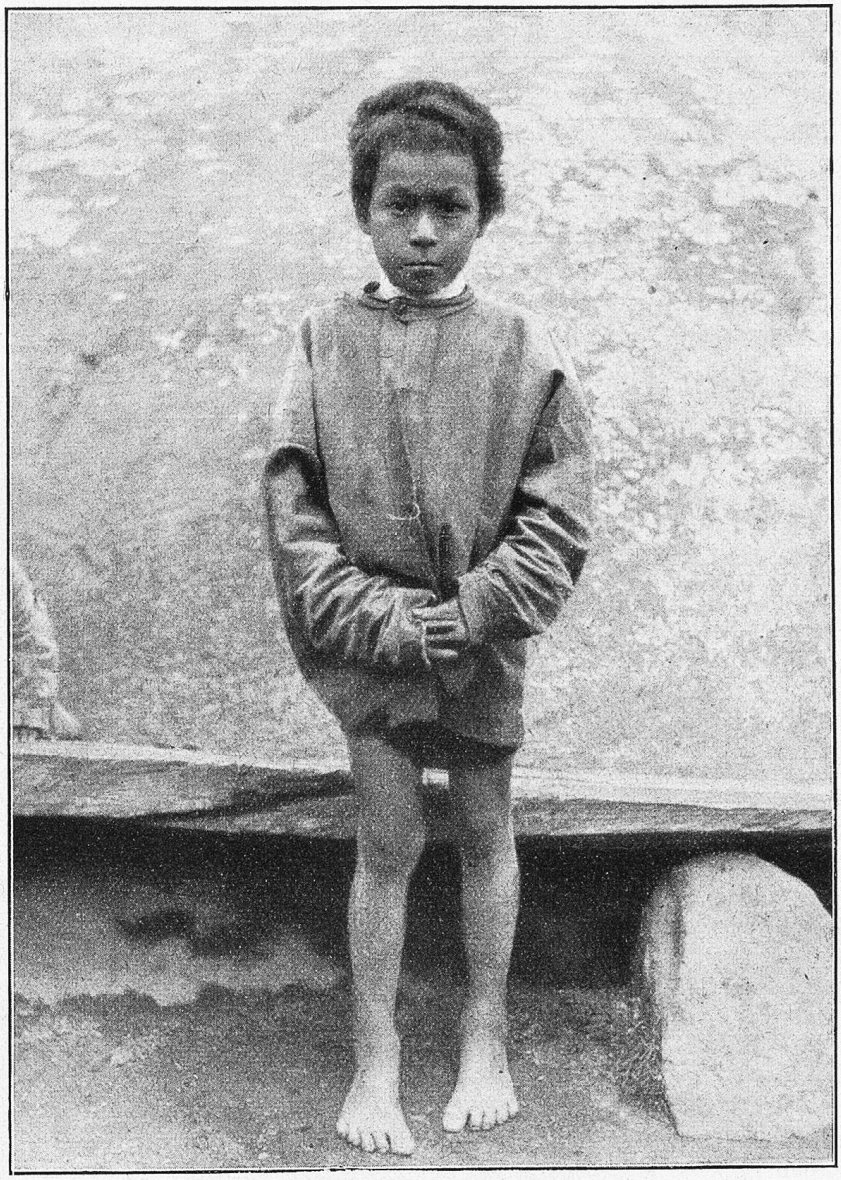
Außer den Yumbo erschienen an diesem Tage auch zwei ecuadorianische Sammler vom Napo her, die zwei große Tragkörbe voll gut präparierter Vogelbälge aller Größen und Arten trugen. Natürlich wunderte ich mich, wieso sie die Tiere so sachgemäß zu präparieren verstünden, und da stellte es sich heraus, daß sie für amerikanische Museen sammelten und vor einiger Zeit auf Kosten ihrer Auftraggeber in Neu-York gewesen waren, um dort in einem besonderen Kurse sich die nötigen Kenntnisse anzueignen. Nun erhielten sie für jeden abgelieferten Vogelbalg als Entschädigung einen Sucre. Von anderer Seite wurde später zwar behauptet, daß die Nordamerikaner nur deshalb eine so regelmäßige Verbindung mit Kolonisten im Oriente unterhielten, um über die wirtschaftlichen Vorgänge im Oriente, namentlich über Ausbeutungsmöglichkeiten der Bodenschätze stets auf dem Laufenden zu bleiben. In der Nähe von Archidona kommt nämlich, wie ich mich anhand von Gesteinsproben persönlich überzeugen konnte, auch Petrol vor. Zwar lohnt sich zurzeit aus Mangel an Transportmöglichkeiten eine Ausbeutung noch nicht; allein in einer nicht allzu fernen Zeit muß die wirtschaftliche Erschließung auch dieser Reichtümer in Aussicht genommen werden, und da scheint es, daß die Amerikaner dann offenbar nicht zu spät kommen möchten.

Rast auf dem Wege zum Tambo San Fermin.

Da der Weg bis zum Tambo von San Fermin, eine gute Tagereise unterhalb Papallacta, noch zum Reiten geeignet ist, mietete ich von einem Indianer für den geringen Preis von eineinhalb Sucres pro Tier noch je ein Pferd für meinen Führer und mich. Am folgen-

den Morgen, kurz vor Tagesanbruch, zogen die Träger mit ihren Lasten voraus, während wir selbst, später wegreitend, sie bis zum Mittag einholen sollten.

Nach einer Stunde brachte der Indianer die gemieteten Pferde, zwei schöne hellbraune, jedoch ziemlich unruhige Tiere. Zum Abschied erschien der Teniente und brachte uns noch einigen Proviant für den ersten Tag. Dann ging's hinaus ins neue Unbekannte. Offen gestanden, war ich beim Wegreiten von dem Dorfe nicht so zuversichtlich wie sonst. Allein und ohne jeden erprobten Begleiter war mir zumute wie einem Bergsteiger, der im Nebel auf einer steilen Schneehalde ins Rutschen kommt und nicht weiß, wie er unten anlangt. Allein solche Stimmungen halten nicht lange. Das Unbekannte wird zum Bekannten und man sieht bald ein, daß sich mit gewissen Einschränkungen in der neuen Umgebung fast so gut leben läßt wie zu Hause.



Junger Papallacta-Indianer.

Von Papallacta weg, das, in einer Talmulde völlig versteckt, keinerlei Aussicht auf das Amazonas-Tiefland hinunter gewährt, schlängelt sich der Weg, stets auf dem linken Ufer bleibend, hoch über dem tiefeingefressenen, schluchtartigen Flußbett des Rio Papallacta in unzähligen Windungen, stellenweise nur mit geringem Gefälle, talwärts. Eine dichte Vegetationsdecke verhüllt freundlich die wilde Romantik der Abgründe, und von den Seiten queren unzählige kleine Bäche mit kristallklarem Wasser unsern Pfad. Auch über uns erheben sich zu beiden Seiten dicht bewaldete Berge, die hier und dort einen schmalen Ausschnitt des Himmels sehen lassen.

Im Gegensatz zu den Gebieten oberhalb Papallacta, wo man überall anstehende Lava und Tuffe findet, werden die Abhänge unterhalb des Dorfes fast durchweg von Schiefern und Grünsteinen gebildet. Vom Rio Papallacta selbst war wenig zu sehen, dagegen drang aus der Tiefe der Schluchten das wilde Getöse seiner Wasser während des ganzen Weges an unser Ohr. Abgesehen von den senkrechten Schieferwänden und dem schmalen Pfade, treten Gestein und Erdreich nirgends hervor. Auch die Seitenbäche sprudeln unter der dichten Vegetationsdecke wie durch grüne Tunnels hindurch. Sogar die Bäume sind dicht überladen mit Moosen, Flechten und Überpflanzen aller Art. Im übrigen geben unzählige Bambus- und Farndickichte der Pflanzendecke ihr charakteristisches Gepräge, und bei jedem Meter, den man abwärts steigt, glaubt man einen wohligen Temperaturanstieg wahrzunehmen. In Wahrheit ist es natürlich mehr die Wirkung der steigenden Tropensonne, die man empfin-

det; denn nach dem Thermometer betrug der Unterschied der Tagesmittel zwischen Papallacta und dem zirka tausend Meter tiefer liegenden Tambo San Fermin kaum vier Grad. Dagegen findet der Höhenunterschied der dichten Vegetationsdecke der Niederungen wegen in den dort viel weniger kalten Nächten seinen Ausdruck. Beim Wegmarsch zeigte sich der Himmel zwar bedeckt, auch stiegen kalte Nebelschwaden aus der Tiefe herauf; dessenungeachtet war das Wetter gut und hielt sich so den ganzen Tag.

Yumbo-Indianer bei Baeza.

Da wo der Weg einigermaßen eben verlief, sausten wir in wildem Galopp dahin. Infolgedessen dauerte es nicht lange, so hatten wir unsere Träger samt dem Indianer, der am folgenden Tage die Pferde zurückbringen sollte, überholt und gelangten gegen Mittag zu einem riesigen Derumbo (Runse), die eine mächtige Bresche in den dort schon hohen Wald geschlagen hatte. Bei einer unbewohnten Hütte in der Nähe machten wir Halt, um die Ankunft der Zurückgebliebenen zu erwarten. Im allgemeinen ist es nicht gut, wenn man die Träger zu weit hinter sich läßt, weil es sonst leicht passieren kann, daß sie, der Arbeit überdrüssig, die Lasten am Wege liegen lassen und unter Mitnahme des ihnen wertvoll scheinenden Teils des Inhaltes einen beschleunigten Rückzug anzutreten beginnen. Dies hatte der verdienstvolle italienische Forscher Gaetano Osculati erfahren müssen, der 1847 mit zehn indianischen Trägern die gleiche Route verfolgte. Einige Tagereisen vor Archidona ließen sie ihn ohne Lebensmittel fieberkrank im Sumpfwald liegen, raubten den wertvollsten Teil seiner Habe und brachen bei ihrem Rückzug, um ihn vollends zu verderben, auch noch sämtliche Lianenbrücken hinter sich ab. Nur unter unmenschlichen Anstrengungen und Entbehrungen vermochte er dennoch bis zum Napo vorzudringen.

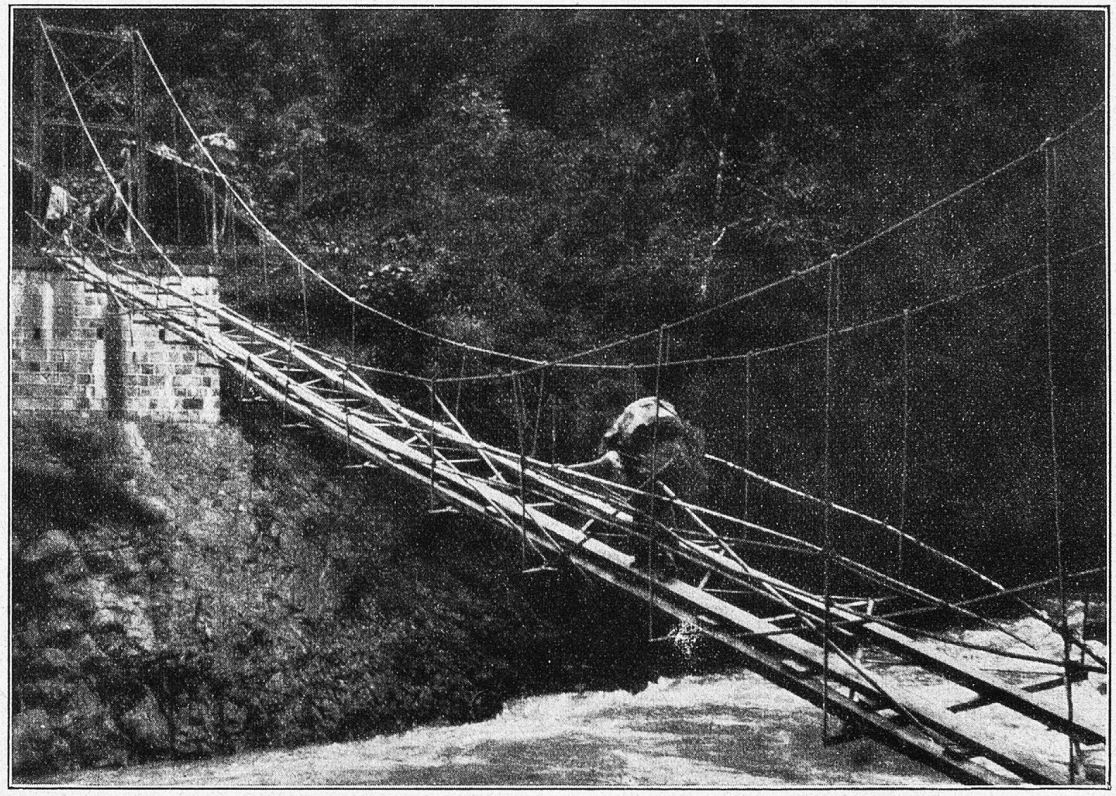
Erleichtert atmete ich deshalb auf, als unsere drei Träger schon nach einer halben Stunde auf dem descanso (Rastplatz) erschienen. Der Alte, dessen geschliffenes Mundwerk mir schon am Vortage aufgefallen war, fing gleich bei seiner Ankunft über seine zu schwere Last zu schimpfen an. In schlauer Berechnung hatte er sich den großen Sack mit den Lebensmitteln ausgesucht, der zwar mehr wog als die andern Lasten, dafür aber den schätzbaren Vorteil besaß, mit jedem Reisetage leichter zu werden. Nun behauptete er, die Last sei ihm doch zu schwer und sie wollten deshalb nur bis zu der noch eine knappe Stunde entfernten Hütte von Alexandria gehen und dort übernachten.

Mein Führer, dem ich die Bestimmung darüber freistellte, schüttelte unwillig den Kopf und meinte, wenn wir auf das Gerede der Träger hören wollten, kämen wir überhaupt nie an den Napo. Wir brachen deshalb ohne weiteres auf und ritten Alexandria zu. Unterhalb dieses einsamen, an dem steilen Abhang klebenden Gehöftes führt der Weg unvermittelt steil bergab bis in die Sohle der Schlucht. Von dort zieht er sich in vielen Windungen die fast senkrechte Wand an derselben Seite wieder hinauf. Die dichte Vegetationsdecke, die bis anhin die Tiefe der Abgründe verdeckt hatte, verschwand, und in brutaler Nacktheit wurden die Gefahren des Weges den erschreckten Blicken offenbar. Obschon wir der Steilheit des Pfades wegen abgestiegen waren, keuchten die leer gehenden Pferde mühsam hinter uns her. An einer etwas breiteren Stelle auf dem höchsten Punkte angekommen, schauten wir zurück und bemerkten in der Tiefe gleich winzigen Ameisen

unsere Träger, die eben den Aufstieg begannen. „Nun können wir wieder reiten," meinte mein Führer und stieg auf sein Pferd. Ich folgte seinem Beispiel und ritt voraus, weil ich glaubte, daß der Weg in Bälde wieder besser würde. Kaum waren wir aber um den nächsten Vorsprung herum, so wurde er schlimmer als je zuvor. Gerne wäre ich nun von dem unruhigen Tiere abgestiegen, aber der Pfad war zu einem solchen Versuche zu schmal.

meine, suchte dies, sehr zu meinem Mißvergnügen, durch heftiges Rufen und Schreien fertig zu bringen. Schließlich bequemte sich der Stier doch zu dem etwas unnatürlichen Rückzuge, und ich benützte sofort die sich bietende Gelegenheit um abzusteigen.

Vorläufig hatte ich vom Reiten genug und zog es vor, bescheiden zu Fuß weiter zu ziehen. Nachträglich bereute ich diese Vorsichtsmaßnahme keineswegs, denn bald darauf senkte



Drahtseilbrücke (im Bau) zwischen dem Tambo San Fermin und Baeza.

Im Weiterreiten bemerkte ich plötzlich, daß auf der entgegengesetzten Seite eine Herde von einem halben Dutzend Rinder nahte. Voraus zog ein Stier, der etwa einen Meter vor meinem Pferde stehen blieb. Aneinander vorüber konnten wir nicht, da der Weg dazu zu schmal war; auch eine Wendung ließ sich aus dem gleichen Grunde nicht bewerkstelligen. Ich bin zwar nicht übermäßig ängstlich, allein in diesem Momente hätte ich viel darum gegeben, wenn ich an Stelle des alten Trägers mit dem schweren Proviantsack gewesen wäre. Eine Lösung des Konfliktes war nur möglich, wenn es gelang, den Stier bis zum nächsten größeren Vorsprung zurück zu drängen. Mein Führer, dessen Stellung weniger kritisch war als die

sich der Weg wieder genau so steil, wie er hinaufgeführt hatte.

Da wo der Pfad die Talsohle wieder erreicht, wird diese etwas breiter. Von links her mündet der Rio Huarmipoc aus einem tiefeingeschnittenen Tal, und der Rio Papallacta selbst wird ungefähr von dieser Stelle weg Rio Maspa genannt. (Siehe Karte, Quellgebiet des Napo). Eine letzte gute Holzbrücke führt über den Seitenfluß und kurz darauf betritt man plötzlich hochstämmigen, herrlichen Regenwald. Riesige Farne und Farnbäume bilden darin eine Art Unterholz, das, ebenso undurchdringlich wie formenreich, jedes Abweichen vom Pfade verunmöglicht.

Kurz vor vier Uhr erreichten wir mitten in

diesem romantischen Walde das neu erstellte Rasthaus von San Fermin. Die große luftige Hütte, die der Bodenfeuchtigkeit wegen auf Pfählen steht, besitzt sehr solide Wände aus dünnen, unbehauenen Baumstämmen. Hinter dem eigentlichen Tambo erhebt sich an einem klar sprudelnden Bache eine kleinere Hütte, die als Küche dient. Als wir ankamen, empfing uns ein junger Ecuadorianer, der vorübergehend als Hüttenwart diente. Obschon wir sehr hungrig waren, konnten wir nicht abkochen, da die Träger mit dem Proviant noch unterwegs waren. Keuchend und erhitzt, erschienen sie endlich, als die Sonne bereits am Untergehen war.

(Fortsetzung folgt.)

Ostern.

Im Garten klingt ein Drossellied,
Und grün wird's schon in Baum und Hag —
Das ist des Frühlings Botschaft
Vom Auferstehungstag!
Das ist des Frühlings Mahnen
Zu neuem Lebensdrang und -Mut,
Und wieder geht durch Herz und Blut
Ein wundersames Ahnen.

Aus fernen Ostens Sonnenland
Ward uns die frohe Botschaft kund.
Und wie ein lieblich Märchen
Geht sie von Mund zu Mund:
„Es gibt ein Auferstehen,
Ein Werden, stärker als der Tod,
Gibt eine Hilf' aus Nacht und Not,
Ein Licht macht Blinde sehen!"

O hoffnungsvolles Werdelied
Von neuen Lebens starker Kraft,
Erlöse du die Seelen
Aus der Gefangenschaft
Und künd' es rings auf Erden:
„Das Herz der Welt muß auferstehn,
Dann können Wunder noch geschehn
Und Menschheits-Ostern werden!"

Emil Hügli.

Das Osterei.

Kulturhistorische Skizze von A. Oberholzer.

Seht erweckte Bienen schwärmen
Um den frühen Mandelbaum.
Froh des Sonnenscheins erwärmen
Sich die Greise, Kinder lärmen,
Spielend mit den Ostereiern
Durch den weiß beblümten Raum.
Märzlied von Salis.

Es war einmal und wird nicht wieder zurückkommen! Für unsere Kinderwelt war nebst dem Weihnachtsgeschenk das Ostergeschenk, bestehend in Osterfladen, Eierring und Ostereiern, das beliebteste Geschenk. Leider ist der Preis der Eier so hoch gestiegen, daß von Ostereiern kaum mehr die Rede sein kann.

Das Osterei geht in die Zeit des germanischen Heidentums zurück, welches Ostern der Frühlingsgöttin Ostara geweiht hatte. Das Ei war schon früh das Symbol der Fruchtbarkeit und des Werdens, also auch der Tier- und Pflanzenwelt, die sich um die Osterzeit, also im Frühling erneuert.

Die Ostereier wurden gefärbt, einfach oder bunt, durch Farbstoffe oder durch Aufbinden von Kräutern, Blumen, Zwiebelschalen usw. In verschiedenen Gegenden versteckte man sie im Garten, in einer Hecke oder im Walde, wohin sie der Osterhas gelegt hatte und wo sie die Kinder suchen mußten. (Der Hase war das Zeichen der Fruchtbarkeit).

„Gix! Osterei!" riefen die Kinder im Glarnerland, indem sie die gefundenen Eier zeigten.

Die Vorstellung, daß der Osterhas die Eier gebracht habe, war vielenorts verbreitet; aber entsprechender war doch die Ansicht, daß der Storch, oder wie es im Luzerner- und im Bernerbiet gesagt wurde, der Kukuk (Gugger) die Eier lege. Noch im 18. Jahrhundert zogen die Schüler in Zürich, ein lateinisches Lied singend, durch die Gassen und sammelten in den Häusern ihrer Taufpaten Eier ein, die sie nachher miteinander verschmausten (österle).

An Ostern hatten die Zehntpflichtigen ihren Zinsherren nebst andern Abgaben auch Ostereier zu liefern.